



DAS KATHARINEUM

MITTEILUNGSBLATT

für die Eltern, Schüler und Freunde unserer Schule

HEFT 53

M Ä R Z 1 9 6 5

JAHRGANG 17

CHRISTIAN REUTER

† am 13. Januar 1915

Einem bedeutenden Manne gerecht zu werden, dessen Tod 50 Jahre zurückliegt, mag schwierig sein. Denn aus unmittelbarem Erleben schöpft nach fünf Jahrzehnten niemand mehr, und für die geschichtliche Sicht ist der Abstand zu kurz. Aber unsere Zeit sucht nach neuen Maßstäben für menschliche Größe. Manches Wort von Heldentum und Treue ist ja im Laufe eines halben Jahrhunderts verdächtig geworden, und viele, deren Ruhm einst unvergänglich schien, sehen wir heute mit anderen Augen. Über Christian Reuter ist das Urteil der Menschen, die ihn kannten, immer das gleiche geblieben; sie haben nur zu verschiedener Zeit verschiedene Wesenszüge dieses vielseitigen Menschen geschätzt.

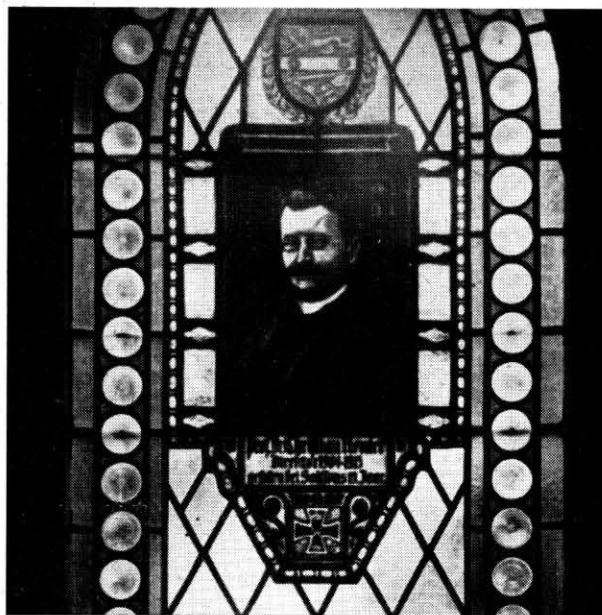
Hans Christian Wilhelm Reuter wurde am 3. Dezember 1863 in Kiel geboren. Er starb am 13. Januar 1915 im Kriegslazarett zu Chauny in Frankreich an den Folgen eines Halsschusses. Seiner Familie, seinen Freunden und seinen Schülern war er Vorbild als Gelehrter, als Erzieher, als überzeugter Christ und als mutiger und tatkräftiger Mensch. Er lebte aus der Hingabe seiner Fähigkeiten für andere, und die Waffen waren noch nicht derartig fragwürdig geworden, daß er am Sinn seines eigenen Opfertodes auch nur hätte zweifeln können.

In seiner Heimatstadt Kiel bestand er die drei Prüfungen, die seine Fähigkeiten bestätigten und sein Leben bestimmten: 1882 die Reifeprüfung am humanistischen Gymnasium, 1888 die Prüfung für das höhere Lehramt, nachdem er in Kiel, Leipzig und Straßburg Geschichte und Klassische Philologie studiert hatte, und 1892 schließlich die Promotion zum Doktor der Philosophie. Aber die damals aufblühende Stadt im Norden scheint nicht nur seine Ausbildung, sondern auch seinen Charakter bestimmt zu haben. Er war sozusagen in ein preußisches Schleswig-Holstein hineingewachsen, und er zeigte preußische Gesinnung in der besten Bedeutung des Wortes.

In Wandsbek war Reuter vor seiner Promotion Probandus und Hilfslehrer. Dann wurde er Oberlehrer am Gymnasium in Stralsund und wirkte an dieser Schule sieben Jahre. Wie seine Stralsunder Kollegen ihn schätzten, geht allein daraus hervor, daß sie bei seinem Tode in einer großen Traueranzeige seiner gedachten, und das war vierzehn Jahre, nachdem er Stralsund verlassen hatte. 1899 wurde er Direktor des Progymnasiums in Pasewalk, zwei Jahre später Königlicher Gymnasialdirektor in Demmin. Für Ostern 1904 wählte ihn der Senat der Freien und Hansestadt Lübeck zum Direktor des Katharineums und verlieh ihm zugleich den Professorentitel.

Reuter trat damit an die Stelle Julius Schubrings, eines Mannes, der diese Schule in musterhafter Weise geordnet und mehr als zwanzig Jahre mit Geschick und so festem Willen geführt hatte, daß er über die Schule hinaus als „der liebe Gott“ bekannt war. Aber Schubring hatte sich Respekt und Ansehen in zäher Mühe

errungen, Reuter erreichte beides mit seiner gewinnenden Offenheit in kürzester Zeit. Die freudige Tatkraft des jungen Direktors überzeugte in gleichem Maße seine Kollegen wie seine Schüler. Bei dem herzlichen Ton ging alles mit ungewohnter Leichtigkeit voran.



Am 27. Mai 1915 stiftete der Glasermeister C. Berkentien dieses Glasbild zur Erinnerung an Direktor Dr. Reuter. Es wurde gegenüber dem Südeingang im Flurfenster angebracht und ist noch heute dort zu sehen.

Wo aber sein Gerechtigkeitssinn und sein soziales Feingefühl verletzt wurden, konnte seine Entschlossenheit steinhart werden, und Widerstand brachte ihn nicht von seinem Ziele ab. So war gerade dieser fröhliche Mann dazu ausersehen, die farbentragenden Primanerverbindungen am Katharineum aufzuheben, weil er in ihnen Dünkel und Absonderung, vor allem aber eine Lebensauffassung sah, die der aufflammenden Jugendbewegung entgegengesetzt zu sein schien. Daß der von ihm herbeigeführte Beschluß der Oberschulbehörde eine Reihe von Männern zu seinen Feinden machte, bekümmerte ihn sehr, ließ ihn aber nicht in seiner Überzeugung wanken.

Reuters Bemühungen für seine Schüler innerhalb und außerhalb der Schulzeit zielten ebenso auf körper-

liche wie auf geistige Vervollkommnung. Unter seiner Leitung prüfte das Kollegium den gesamten Unterrichtsstoff und erarbeitete einen neuen Lehrplan. Der körperlichen Ausbildung stand seit 1910 die neue Turnhalle zur Verfügung. Für Leseabende, Erörterungen religiöser Fragen und für Diskussionsübungen seiner Schüler opferte er gern Zeit. Anspruchsvolle Schauspiele und Chorkonzerte waren über die Schule hinaus bedeutsam. Reuter förderte alles, was die Jungen zur Selbsttätigkeit anregte. Körperlicher Ertüchtigung dienten auch Kampfspiele und Wanderfahrten. 1904 wurde die Ruderriege gegründet, die bis heute ihren Prinzipien der Selbstverwaltung treugeblieben ist.

Reuters Geist war zu sehr auf das Ganze gerichtet, als daß er die Schule mit dem Leben hätte gleichsetzen können. Er bekräftigte überall seine Ideen durch seinen persönlichen Einsatz. Schon in Kiel und Stralsund hatte er sich eingehend mit der Geschichte Norddeutschlands beschäftigt. In Lübeck wurde er erst Mitglied, dann (1907) Vorsitzender des Vereins für lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Die Mitgliedschaft in der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit war damals für einen Mann in seiner Stellung selbstverständlich. Daß man ihn 1910 in die Vorsteherschaft, 1913 zum Direktor wählte, deutet auf seine Befähigung und seine Beliebtheit. Seine Wahl zum Bürgerschaftsmitglied erscheint danach nur folgerichtig, und beklagenswert ist einzig die Tatsache, daß er dieses Amt nur so kurze Zeit hat ausüben können. Jahrelang gehörte er zum Kirchenvorstand der Gemeinde von

St. Marien. Sie hat ihn zuletzt vor seiner Beisetzung in einer großen Trauerfeier geehrt.

Trotz der großen Zahl seiner Tätigkeiten und Ämter blieb seine Familie die eigentliche Mitte für ihn. Der Sonntagsbrief an die in Kiel lebende Mutter war ihm Herzenssache. Die beste Ergänzung für seine überquellende Vitalität aber war das ruhige, ausgeglichene Wesen seiner Frau. Mit ihr und den sechs Kindern lebte er in herzlicher Liebe, ebenso sparsam in äußeren Dingen wie in den wesentlichen großzügig. Das Geheimnis seiner Persönlichkeit lag in der harmonischen Verknüpfung von Gegensätzen: Sprudelnde Lebenskraft bei großer innerer Festigkeit, zündender Humor neben sittlichem Ernst, eine seiner Heimatliebe nicht widersprechende Weltoffenheit und hinter aller Liebe zur Tradition ein Geist, der die Gegenwart meisterte und der Zukunft erwartungsvoll entgegenblickte.

Als der Weltkrieg begann, ging er als Hauptmann und Kompanieführer mit. Im Herbst 1914 schrieb er seinen Kindern: „Heute nachmittag geht es ins Feld. Ihr wißt, daß mancher aus dem Kriege nicht wieder nach Hause kommt; wenn es Gottes Wille ist, kann es auch mich treffen. Da möchte ich Euch noch einmal sagen, wie lieb ich Euch alle habe“ Er wurde am 12. Januar 1915 mittags bei einem Angriff auf französische Schützengräben in der Nähe von Soissons durch einen Gewehrscuß in den Hals getroffen. Sein Feldweibel brachte ihn zu einem Granatloch und verband die Wunde. Erst im Schutze der Dunkelheit konnte man ihn zurücktragen. Im Lazarett von Chauny ist er am folgenden Tage gestorben.

Dr. Saltzwedel

Mitten aus dem Leben heraus, aus fröhlichem, blühendem Leben, riß ein grausamer Tod einen der Unseren: den 20jährigen Oberprimaner Henning Walcher.

Wie jeden Morgen fuhr er auch an diesem 28. August mit dem Wagen des Vaters von Gudow, wo er wohnte, nach Lübeck zur Schule; aber schon im nächsten Dorf geschah der entsetzliche und unbegreifliche Unfall, der Hennings Leben ein Ende setzte.

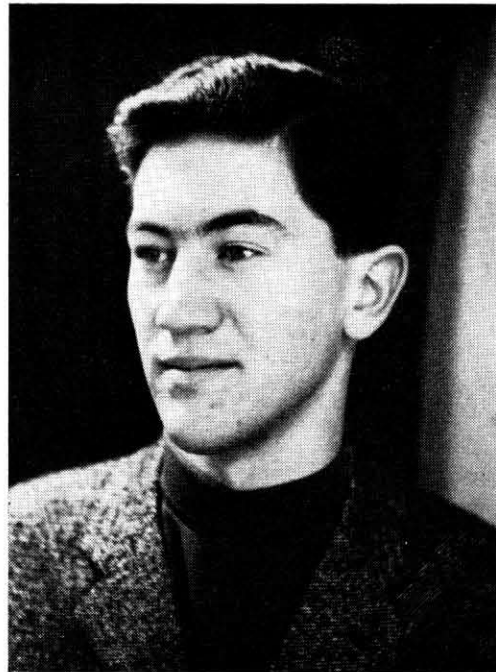
Wir haben ihn am 1. September in Gudow zu Grabe getragen. Es war ein schwerer Abschied von einem lieben Schüler und Klassenkameraden, der still und unauffällig seinen Weg gegangen war und der sich trotz seiner äußeren Zurückhaltung so sehr der Klassengemeinschaft zugehörig fühlte.

Sein Platz in der Klasse ist nun leer; nie wieder wird Henning in seiner ruhigen, freundlichen, bescheidenen Art — in der letzten Reihe sitzend — dem Unterricht folgen, nie wieder zusammen mit seinen Klassenkameraden im Basketball sich mit anderen Mannschaften messen, nie wieder sich an der Musik Beethovens, in der er versinken konnte, begeistern.

Aber wie wir es an seinem Grabe still für uns gelobten und wie ein paar Tage später ein Klassenkamerad es in der Trauerfeier in unserer Aula aussprach: wenn er auch in unserem Kreise fehlt, so gehört er doch weiter zu uns; wir werden ihn nicht vergessen.

„Nichts, was wir lieben, nimmt uns der Tod; es lebt weiter in unserem innersten Wesen, wie es vorher in uns gelebt hat.“

Eva Dietze



Henning Walcher

O 1 c s

geb. 20. 9. 1944

gest. 28. 8. 1964

Aus der Abiturienten-Entlassungsfeier am 27. Februar 1965

Karl-Wolfgang Eschenburg:

..... In dem Begriff des Staatsbürgers ist eine Aufgabe für uns alle enthalten. Es darf nicht heißen, der Staatsbürger sei Bürger in seinem Staat, sondern für seinen Staat, für die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit und für den einzelnen. Daraus ergibt sich eine Reihe von Folgerungen. Der Staatsbürger muß sich dem Staate nützlich machen, und zwar freiwillig über das verlangte Maß hinaus, das heißt, er muß bereit sein, sich ohne Entschädigung für die Öffentlichkeit und seinen Nächsten einzusetzen, und versuchen, sein egoistisches Denken auf ein Minimum zu beschränken. Denn wo uns große Rechte und Freiheiten geboten werden, haben wir auch ebenso große Pflichten zu erfüllen und dürfen uns keineswegs nur damit begnügen, dem Gesetz genügt zu haben. Als Beispiel für diese Gesinnung möchte ich unsere Vaterstadt anführen. Es war eine außerordentliche Leistung, die wir uns heute gar nicht mehr vorstellen können, daß die wohlhabenden Bürger dieser damals kleinen Stadt es fertiggebracht haben, fast zur gleichen Zeit fünf Hauptkirchen zu erbauen, ohne daß sie davon einen persönlichen Vorteil gehabt hätten, sondern allein aus Gemeinsinn und Opferbereitschaft für die Allgemeinheit und zur Ehre Gottes. Immer fanden sich Menschen, die durch ihre Arbeitskraft oder finanziell allen Bürgern zu helfen wußten. Ich denke dabei an die vielen Höfe und Stifte, wo die Bürger ein ruhiges Alter verbringen konnten, oder in neuerer Zeit an die Gemeinnützige und an Senator Possehl, der Lübeck das Stadttheater schenkte und testamentarisch bestimmte, daß sein Vermögen in eine Stiftung umgewandelt werden solle, deren Erlös auch heute noch der Lübecker Bevölkerung zugute kommt....

Dr. Groth:

... Unmittelbar nach unserer friedlichen Schulzeit gerieten wir in einen unberechenbaren Wirrwarr, in die schwierigsten Umstände und in die entlegensten Gegenden der Erde. Gelegentlich trafen wir dabei wohl alle einmal einen Lübecker, dann freute man sich, kunn mal 'n Stremel Platt snacken, un alleen de Klang gev dat Gefühl von Tosamenhang mit Tohus. — Traf man aber einen Katharineer, den man bisher nicht kannte, gleich welchen Jahrgangs, dann war sofort eine Beziehung hergestellt, die man als eine Art Verwandtschaft bezeichnen kann, also wesentlich enger war — unser gemeinsamer Nenner machte sich bemerkbar: das Katharineum! Sicher war das auch bei anderen Schulen der Fall, ich meine aber doch empfunden zu haben, daß es bei uns noch einen Grad enger und stärker war, wie ich es ähnlich erlebte, wenn sich Schüler altsprachlich betonter und traditionsreicher Schulen trafen. Unsere Sonderstellung macht unseren Nenner stärker, als es gemeinhin der Fall ist. Auch liebt wohl jeder von uns das alte Gemäuer, das uns aus langem und

in der Jugend so intensivem Erleben Verständnis für Tradition und das Besondere unserer Vaterstadt wachsen ließ. In dieser Umgebung aufzuwachsen, an die modernen Erkenntnisse und an die Höhe unserer Kultur herangeführt zu werden, das bleibt als eine schöne Erinnerung.

Dr. Schulze:

..... Viele Jahre, insgesamt mehr als ein Jahrzehnt Ihres Lebens, haben Sie, liebe Abiturienten, auf der Schule verbracht. Das ist eine lange Zeit. Das sind unzählige tägliche Wege mit der Schulmappe, mehr oder weniger gut vorbereitet auf zahllose Unterrichtsstunden, auf etliche Klassenarbeiten. Oder um diese Zeitspanne noch auf andere Weise zu verdeutlichen: Während dieser Alltäglichkeiten Ihrer Kinder- und Jugendjahre wurde das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland verkündet, kämpften die Amerikaner im Auftrag der UNO in Korea, das weiterhin geteilt blieb, trat die Bundesrepublik der NATO bei. In Ägypten ergriff ein Oberst Nasser die Macht, der später die Vereinigte Arabische Republik gründete, in Ost-Berlin und in der sowjetisch besetzten Zone erhoben sich unsere Landsleute gegen ein verhaßtes Regime, in Bandung auf Java versammelten sich die Vertreter von 29 asiatischen und afrikanischen Staaten zur ersten Konferenz farbiger Völker unter sich. Die Europäische Verteidigungsgemeinschaft scheiterte, die Westeuropäische Union entstand; das Saargebiet stimmte für Deutschland, die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft wurde gegründet. Josef Stalin starb, Nikita Chruschtschow wurde sein Nachfolger und später wieder entmachtet. Die erste Wasserstoffbombe explodierte über den Marshall-Inseln im Pazifik, die erste bemannte Weltraumrakete startete in der Sowjetunion, und man begann, von der friedlichen Koexistenz zu sprechen. Die Olympischen Spiele fanden statt, die Mauer entstand. General de Gaulle und Konrad Adenauer trafen sich zum Staatsbesuch. Der Stern John F. Kennedys strahlte auf und verlosch. Inzwischen hatte China Tibet erobert, bedrohte die Grenzen Indiens und erhob sich zur Atommacht. Das Wunder von Lengede geschah, Papst Johannes XXIII. berief das Vatikanische Konzil. Endlich fand man einen wirksamen Impfstoff gegen die spinale Kinderlähmung. Westdeutschland blieb der größte Automobilexporteur der Welt. Günter Grass trommelte, und Rolf Hochhuth schrieb sein Stück „Der Stellvertreter“. Die Richter des Auschwitz-Prozesses begaben sich nach Polen, und das Lager Friedland betreute weiterhin Aussiedler aus den deutschen Ostgebieten. Die „Lübecker Nachrichten“ meldeten den 5 000 000sten Benutzer der Vogelfluglinie, nachdem zuvor die Berichte zum 175jährigen Bestehen der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ die Spalten gefüllt hatten.

Unsere Abiturienten Ostern 1965

O I a g : Jürgen Ansorge, Bernd Bauer, Klaus Berndt, Victoria Brandt, Jan Cimbald, Peter Dresewski, Silke-Margarete Junge, Angelika Krebber, Elisabeth Krüger, Eleonore Matthiae, Jörg Sommerfeldt, Hans Joachim Sprenger, Werner Wolff.

O I b g : Joachim Ansorge, Hans-Ulrich Derlien, Peter Elborg, Karl-Wolfgang Eschenburg, Klaus-Henning Eschrich, Götz Faasch, Gerd Gäde, Harro Greger, Otto Hauschild, Dietrich Helm, Michael-Reinhard Junge, Thomas Kärst, Hans-Jürgen Keller, Wolf Kunze, Gerd Lübbers, Gottfried Niemann, Wolfgang Paul, Hans-Heinrich Raspe, Hans-Jürgen Siemßen, Uwe Soetbeer.

O I c s : Viola-Dagmar Bauke, Annesuse Bischof, Sigrid Carstensen, Erdmut Grunau, Diethilde Hagemann, Anita Knöfel, Agnes Lehmann, Hans-Peter Müller, Michael Müller-Beißenhirtz, Brar Piening, Heinz-Henning Schell, Regina Schreiber, Gudrun Schulze, Michael Trowitzsch, Nora Ulbricht, Klaus Waack, Michael Willruth.

O I d s : Ina Beckmann, Christel Grandt, Rotraut Hedderich, Karin Huck, Gisela Krüger, Wolfgang Merten, Ursula Oetling, Hubertus von der Pahlen, Heinke Petersohn, Horst-Hennek Rohlf, Christine Trier, Annetreg Wagner, Volker Wagner, Andreas Winkelmann.

O I e m : Hartmut Balzer, Peter Börsch, Klaus Dankert, Henning Daser, Harry Düssel, Dirk Ehlers, Dietmar Felchner, Antje Feldhahn, Andreas Grapendorf, Dagmar Heidebluth, Holger Heidebrecht, Ina Heydenreich-Handel, Heiko Hillers, Karsten Huck, Kristine Jordan, Christian Mahlke, Dirk Meyer, Henning Mührer, Angelika Müller, Rolf-Dietrich von Pein, Hans-Albert Preuß, Michael Rehberg.

Von der mündlichen Prüfung wurden befreit: Hans-Ulrich Derlien, Dirk Ehlers, Karl-Wolfgang Eschenburg, Karin Huck, Eleonore Matthiae, Hans-Peter Müller, Hans-Heinrich Raspe, Michael Trowitzsch und Christine Trier.

Drei neue Boote zum Jubiläum der K. R. R.

Eine Bootstaufe stellt immer einen Höhepunkt im Laufe einer Rudersaison dar, für einen Ruderverein, ganz besonders aber für eine Schülerriege mit einer begrenzten Mitgliederzahl, die im günstigsten Fall die 70 bis 80 kaum übersteigt. Umso größer ist unsere Freude, gleich drei Boote taufen und dem allgemeinen Ruderbetrieb übergeben zu können: drei Einer, deren Anschaffung immer wieder erwogen und für notwendig befunden wurde, aber ebenso oft zugunsten einer Vervollständigung unseres Bootsbestandes durch größere Boote, die mehreren Ruderern die Möglichkeit zur Ausübung unseres schönen Sportes geben, zurückgestellt wurde. Erst als das weitgehend erreicht war, konnten wir an die Anschaffung von Einern denken. Daß wir diese beiden Skiffs und den Gig-Einer, unser 8., 9. und 10. Boot, auch noch in einem Jubiläumsjahr, im Jahr des 60jährigen Bestehens unserer Riege, ihrer Bestimmung übergeben können, erscheint uns als ein besonders glücklicher Zufall.

Diese sechzigjährige Geschichte der KRR scheint mir einen kurzen Rückblick wert zu sein:

Im Jahre 1904 wurde die KRR von dem damaligen Direktor Dr. Reuter und Prof. Dr. Hoffmann gegründet. Es handelte sich dabei um einen Akt von geradezu revolutionärer Bedeutung: Zum ersten Male wagten es Schüler einer ehrwürdigen Lübecker Lehranstalt, sich öffentlich zum Rudersport zu bekennen, und die Tatsache, daß man damals dem alten Protektor unserer Riege und seinen Schützlingen schwersten Widerstand entgegensetzte, erscheint zumindest uns jungen Menschen heute unbegreiflich. Aber die Hindernisse und Vorurteile wurden alle aus dem Weg geräumt, und die Lübecker Rudergesellschaft von 1885 gewährte der kleinen, verschworenen Gemeinschaft das Gastrecht. Die junge Riege gedieh prächtig und entwuchs bald den Kinderschuhen. Im Jahre 1914, erst 10 Jahre nach der Gründung, war der Bootspark bereits auf 7 Boote angewachsen. Indessen ließ die Beteiligung an offenen Regatten noch einige Jahre auf sich warten. Erst 1910 startete die KRR zum ersten Male auf Regatten in Travemünde und Halle.

Die Tatsache, daß eine Vierermannschaft des Katharineums an einer Auffahrt anlässlich des 25jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms in Berlin-Grünau teilnahm, fand ich in den Annalen mit besonderem Stolz erwähnt.

Bis zum Jahre 1930 hatten auch andere Schulen Ruderriegen gegründet, so daß die Räumlichkeiten in der LRG allmählich immer enger wurden. Da der Lübecker Ruderklub im Jahre 1933 einen gerade fertiggestellten Bootshausanbau zur Verfügung stellte, wurde der Umzug beschlossen. Damit begann für die KRR eine Blütezeit, wie sie ein Schülerruderverein nur selten erlebt. In diese Zeit fällt auch der dreimalige und endgültige Gewinn des „Alfred-Havels-Achters“.

1938 mußte die KRR ihre Selbständigkeit aufgeben und sich dem LRK anschließen, um eine Eingliederung in die Hitlerjugend zu umgehen. Der erfolgreiche Ruderbetrieb wurde jetzt als „Jugendabteilung des LRK, Katharineum“ fortgesetzt. So blieb der Schülervierer im folgenden Jahr auf allen norddeutschen Regatten ungeschlagen. Wegen des Kriegsausbruchs mußte auf den Besuch der erfolgversprechenden Deutschen Meisterschaften leider verzichtet werden. Das Jahr 1940 sah wiederum eine prächtige Achtermannschaft, diesmal in Renngemeinschaft mit dem LRK, die auf den Deutschen Meisterschaften in Berlin-Grünau gegen 24 Gegner einen hervorragenden 4. Platz belegte.

Im August 1947 fanden sich alte und junge Katharineer zusammen, um die Riege neu zu gründen. Besonders war es Herr Dr. Groth, der sich für die Riege einsetzte und sie zu neuem Leben erweckte. Es galt zunächst in erster Linie, Schüler im Rudern auszubilden. Ein starkes Hindernis bildete dabei allerdings der sehr

dezimierte Bootsbestand. Doch der LRK half, indem er dankenswerter Weise seine Boote zur Ausbildung mit zur Verfügung stellte.

1949 übernahm Herr Pariso die Leitung des Trainings, und schlagartig setzten die Erfolge ein. 1950 konnte schon eine Vierermannschaft des Katharineums den stolzen Titel eines Deutschen Jugendmeisters erringen. Als auf Grund eines Protestes das Rennen neu gestartet wurde, konnte sich unsere Mannschaft erneut durchsetzen.

Als erster Bootsneubau nach dem Krieg konnte im Jahre 1953 ein C-Vierer auf den Namen „Odin“ getauft werden. Mit der Zahl der Boote wuchs auch die Zahl der Mitglieder, und die Vierer- und Achtermannschaften errangen viele Siege. In den darauffolgenden Jahren konnten dann auch für die Wanderruderer 3 Mehrzweckvierer und ein Mehrzweckzweier aus Polyester mit Mitteln der Hansestadt Lübeck, des schleswig-holsteinischen Schüler- und Jugendruderverbandes und auch mit eigenen Mitteln angeschafft und der Bootsbestand damit dem der Vorkriegsjahre weitgehend angeglichen werden.

1961 erfolgte dann die bisher größte Neuanschaffung der Riege: Ein neuer C-Achter wurde auf den Namen „Widar“ getauft. Mit diesem neuen Achter konnte die KRR 1963 den größten Erfolg in ihrer an sportlichen Erfolgen gewiß nicht armen Geschichte erzielen: einen Achtersieg auf den Deutschen Jugendmeisterschaften in Schweinfurt. Diesem schönen Erfolg hätten wir im Jahr des 60jährigen Bestehens unserer Riege einen Sieg im Doppelvierer bei den diesjährigen Schülermeisterschaften hinzugefügt, aber die zum Teil noch sehr junge Mannschaft — es waren nur noch zwei Ruderer aus der siegreichen Achtermannschaft dabei — wurde in einem starken Feld nur knapp geschlagen und belegte den zweiten Platz, eine Leistung, auf die wir stolz sein können.

Man sollte vielleicht noch einmal darauf hinweisen, warum Schülern so hohe Sachwerte zur Verfügung gestellt werden. In einer Zeit, die voller Unrast ist, in einer Zeit, in der selbst der Sport immer zweckgebundener wird, während er doch eigentlich aus der Freude an der Bewegung entstehen sollte, und in einer Zeit, in der der Sport dazu mißbraucht wird, die Überlegenheit gewisser Ideologien und Gesellschaftssysteme zu demonstrieren, in einer Zeit, in der es für viele sogenannte Intellektuelle nur die Alternative „Bizeps“ oder „Geist“ gibt, bildet eine Gemeinschaft wie unsere Ruderriege ein notwendiges Gegengewicht zu dieser Entwicklung. Junge Menschen, die später vielleicht einmal wichtige Aufgaben zu erfüllen haben, werden hier in unserer Rudergemeinschaft vor Aufgaben gestellt, die ihren ganzen Einsatz erfordern, sie müssen Verantwortung übernehmen, sie müssen sich bewähren. Die erzielten Leistungen und überwundenen Schwierigkeiten geben ihnen Selbstvertrauen und befähigen sie, an neue und größere Aufgaben heranzugehen und sie zu lösen. Die Riege stellt die Pflege der Kameradschaft und die körperliche Ertüchtigung an die Spitze ihrer Satzungen, d. h., es wird um des Ruderns willen gerudert, der Sport wird um seiner selbst willen betrieben, ohne irgendeinen Gewinn daraus erzielen zu wollen. Zähigkeit, Geistesgegenwart, Kameradschaft, Rücksichtnahme auf den anderen, das sind selbstverständliche Forderungen unserer Gemeinschaft. Daneben steht das unmittelbare Erleben der Natur, das dem Wassersportler wie kaum einem anderen zuteil wird. Der junge Mensch reift zur Persönlichkeit heran, das harmonische Verhältnis von Körper und Geist wird gefördert: „Mens sana in corpore sano“.

Zurück zu unseren Täuflingen, die dieser schönen Aufgabe dienen sollen. Nach langen Debatten haben wir uns schließlich zur Anschaffung von zwei formverleimten Übungsskiffs und einem Gig-Einer ent-

schlossen. Der Gig-Einer ist in erster Linie für unsere Wanderruderer gedacht, für Fahrten in den Ferien oder falls sich keine Mannschaft zusammenfinden sollte. Einen weiteren Grund für diese Anschaffung sahen wir in der Tatsache, daß Anfänger in kleinen, schmalen Booten, Einern und Skiffs, wesentlich schneller ein besseres Bootsgefühl sich erwerben, als in größeren Booten. Die beiden Skiffs haben wir hauptsächlich für Trainingszwecke angeschafft, zum Leistungsvergleich und auch zur Ausfeilung des Stils und des Bootsgefühls. Eines der beiden Skiffs soll aber

auch von den Alten Herren und erfahrenen Wanderruderern benutzt werden.

Unsere Bootsnamen entnahmen wir traditionsgemäß der nordischen Mythologie: „Hugin“ und „Munin“, die beiden Raben Odins, des höchsten der Götter, die ihm von allem, was auf Midgard geschieht, Kunde bringen. Unserem Gig-Einer haben wir den Namen des Königs aus dem Reich der Zwerge gegeben: „Laurin“!

Uwe Soetbeer (Abiturient 1965
und ehem. Vorsitzender der KRR)

Herbsttagung des evangelischen Arbeitskreises am Katharineum auf der Bäk vom 20. 11. bis 22. 11. 1964

Als wir 28 Katharineer, die der evangelische Arbeitskreis zur Herbsttagung eingeladen hatte, uns in der Bahnhofshalle trafen, sah wohl manch einer den anderen zum ersten Male in dem Bewußtsein, daß das ein Katharineer war, wenn er ihn nicht sogar zum ersten Male überhaupt erblickte. Doch schnell schwand dieses „Einanderfremdsein“, und spätestens während der sogenannten Nachtruhe wich es einem „tiefergehenden“ Kennenlernen. Waren wir in der „illegitimen Nachtbewegung“ eine Gemeinschaft, die dem frohen Unternehmungsgeist und der Freiheit frönt, so zeigte sich dies auch während der Diskussionen, in denen jeder offen und ohne Scheu für seine Meinung „kämpfte“.

Ohne Zweifel hat Herr Dr. Saltzwedel mit seinen Spirituals und Liedern dieser Tagung einen besonderen Akzent gesetzt, der unser Stimmungsrad in Bewegung und auf Hochtouren brachte, daß es noch auf dem Heimweg rollte. (Die Krönung war wohl das Störtebeker-Lied auf dem Bahnhof in Ratzeburg!)

Natürlich wurde — auch — „gearbeitet“: Das Programm war so aufgebaut, daß oft ein Referat und eine Diskussion sich auf die vorangegangenen stützen konnten. Das Thema der Tagung hieß „Nation und Kirche“, und es wurde von den verschiedensten Seiten beleuchtet. So sprach Herr Dr. Stoppel über die Entwicklung des Nationalbewußtseins in Europa in der Auseinandersetzung mit den Kirchen; Herr Pastor Reinke: „Wehrdienst mit der Waffe“ — ein scharf und provozierend formulierter Vortrag, der eine besonders lebhaft Diskussion hervorrief; Herr Pastor Seemann referierte über die Kirche und den nationalen Gedanken (nationale Predigt, Gedenktage der Nation); M. Müller-Beißenhirtz (Olcs) führte Literaturbeispiele für Welt-

bürgertum und Nationalismus an; Herr Pastor Weyer informierte uns über die Schwierigkeiten der Religionsausübung in Mitteldeutschland in seinem Referat „Kirche im zweigeteilten Deutschland“ und postulierte in einem zweiten die Aufgabe der Kirche zur Erhaltung des Friedens in der Welt; und schließlich erläuterte Herr Pastor Böhme den Begriff des Volkes aus der Sicht des Alten Testaments an Hand einer Bibelarbeit.

Sämtliche Referate waren Einführungen in die langen Diskussionen und ihre Grundlagen. Die Gespräche mußten manchmal (sogar) wegen Zeitschwierigkeiten abgebrochen werden, wurden dann aber in kleineren Kreise weitergeführt. Dies Interesse zeigte zum einen die Vorzüglichkeit der Vorträge, zum anderen aber auch, daß das gewählte Thema aktuell war und so geartet, daß es uns etwas „anging“.

Daß diese Tagung einstimmig als gelungen bezeichnet wurde, dazu haben aber bestimmt auch die freundliche Aufnahme im St.-Christophorus-Haus und die herrliche Lage der Bäk beigetragen. Und die Erinnerung wird so, wie sie von den Diskussionen und von den Nächten, kurz: von dem gemeinsam Erlebten, sprechen wird, von den abendlichen Spaziergängen in den Wäldern um den See herum berichten oder von dem morgendlichen Erwachen mit dem Blick auf den See und auf den Dom mit dem tönernen, samtig-weichen Klang der Glocken.

Mögen die Herbsttagungen des evangelischen Arbeitskreises auch weiterhin das Leben an unserer Schule mitgestalten und zu seinem festen Bestandteil werden!

Hans-Peter Müller (Abiturient 1965)

Mit Berliner Kindern in Bosau

Nach langwierigen Vorbereitungen und Überwindung zahlloser Schwierigkeiten erreichte uns schließlich die frohe Nachricht, daß elf Jungen zwischen zwölf und vierzehn Jahren aus Wilmersdorf für zwei Wochen nach Bosau kommen würden, aus der abgeschnürten Millionenstadt in die hügelige Wald- und Seenweite Holsteins, als Gäste der Katharineer. Was wäre gewesen, wenn nicht sechs Primaner mit all ihrer Freude und Hingabe sich dieser Einladung angenommen hätten? Es gab kaum etwas, das nicht bedacht und überlegt sein wollte: für Wettvorhersagen ein Taschentransistor, Boccia-Spiel und Liedertexte, Wanderapotheke und Wettbewerbspreise, Vorlesebücher für die Minuten vor dem Schlafengehen, Ansichtskarten und Staffelhölzer, Gitarre und Taschenlampe und vieles andere mehr.

Aber dann war es geschafft, wir trafen in Bosau ein. Die Katharineer trauten ihren Augen kaum: recht gleichaltrige Rangen, und doch ein Größenunterschied von zwei, ja fast drei Köpfen — ein Junge brachte über einhundertunddreißig Pfund auf die Waage, sein Kamerad rund sechzig weniger; Ausnahmen sind sie beide nicht, und doch kein Zweifel, daß sie zusammengehörten und aus der geteilten Hauptstadt kamen: herzerfrischend und unverwechselbar die „Schnauze“, ausgerechnet beim Kleinsten und Schmächtigsten besonders

groß! Endgültig spürbar wurde das Zusammenstehen der Berliner beim „Geländespiel“. Zusammenstehen? Sie lagen und hockten, zogen und drängten, schoben und zerzten; der Ball, um den es eigentlich gehen sollte — herrenlos lag er irgendwo im Graben und mußte nachher erst gesucht werden. Dann aber hieß es vor allem, sich an solche Kameraden zu wagen, die auch als Primaner noch mithielten und Jungen waren.

Nachtwanderung über feuchte Wiesen und Weiden, unermüdet vielstimmiges Singen, Morgenlauf über spinnwebverhangene Pfade am Seeufer, Lagerfeuer unter bestirntem Himmel, Pfützenstaffel — von Tag zu Tag mehr wuchsen alle zu einer großen und festen Gemeinschaft zusammen. Suche nach verlorener Socke, Bettbeziehen und Stubendienst, Tischtennis und Knopfannähen, Mittagsruhe und Wespenjagd, Henry-Stutzen und Holsteiner Kaltblut, Prinz-Heinrich-Brücke und Kalkberghöhle, Stullendienst und Obsteinkauf, Holtenau und Nehnten, Köpper am Dieksee und Buddeln in Travemünde, Bosaus Feldsteinkirche und schier versteinertes Dachgebälk in Lübecks Sankt Katharinen, Tagesberichte und Geburtstagsfeier bei Nesquik und Cremetorte, die größte Klappbrücke Europas und das Klosterformat der Backsteine im Kreuzgang einer jahrhundertealten Schule ...

Am Badesteg und hier und in frohem Beisammensein über Rosinenschnecken und Tütenmilch flogen dem Gastgeber die Herzen der Pflegekinder nur so zu, aus blanken, großen Augen strahlte die Freude.

Ausflüge mit Bus und Bahn und Motorschiff, Wanderungen durch die Holsteinische Schweiz mit ihrer reinen und frischen, so großstadtfernen Luft, feste Nacht- und Mittagsruhe, viel Bewegung im Freien — der Appetit auch offensichtlich schlechter Esser wuchs, und das nun gar erst in einer solchen Gemeinschaft! Bei fast allen nahm das Gewicht spürbar zu, und nichts mehr wucherte in den Gedanken von der Wohnenge der Heimatstadt, der geldlichen Not und anderen Sorgen. Nein, einmal war es wie vergessen, und mit einem ganzen Arm voller Erinnerungen an unbeschwerte Jungentage ging es eines Morgens dann auf die Rückfahrt!

Die Katharineer waren als „Betreuer“ gekommen, wurden zu Kameraden und schieden als Freunde. Und die Berliner? Sie wären am ersten Abend am liebsten gleich wieder nach Hause zurückgefahren — aber schon nach ein oder zwei Tagen war es anders: die Abreise wurde nicht mehr herbeigesehnt, sondern gefürchtet, bis zur gedrückten Stimmung des Abschieds hin und der Frage nach einem Wiedersehen ...

Stolz dürfen die sechs Primaner an diese Tage zurückdenken, dankbar für das, welches die zwei Bosau-Wochen auch ihnen gegeben haben.

Lack

Streiflichter aus Bosau

Bei den Staffelnkämpfen werden wir plötzlich von mächtigen Schauern überrascht. Der Platz ist von riesigen Pfützen übersät, der Boden völlig durchweicht und glitschig. — Die Berliner ziehen ihr nasses Zeug aus und die Badehose an. Unter großem „Gejohle“ stieben sie durch die Pfützen und spritzen sich gegenseitig voll. Bei dem Schiebkarrenrennen, Hinklauf usw. kriechen und wälzen sie sich mehr über den Platz, als daß sie aufrecht laufen. Anschließend wird im Plöner See der Schmutz — ja, was nun? — ja, richtig abgeschüttelt und abgeschabt.

Abends wird am Lagerfeuer eine Geschichte vorgelesen. Mit großen Augen hängen die Berliner an den Lippen des Vorlesers. Mit Stöcken stochern sie im Feuer herum. Ihre Hände sind kohlrabenschwarz und — sie dienen als Kopfstütze! Aus den verrußten Gesichtern strahlen wache Augen. Doch am Ende der Geschichte sind sie bereits so müde, daß sie schon halb schlafen. Nur mühsam bringen sie gerade eben heraus: „Noch eine Geschichte!“

Nachtwanderung

(Auszug aus den Tagesberichten der Berliner)

„Als wir vor dem Heim waren, zogen wir uns warm an. Es war schon sehr dunkel. Dann ging es los. Wir liefen eine ganze Weile auf der Landstraße. Dann stiegen wir über einen Zaun und traten in nasses Gras und in Kuhpfatschen. Nach einer Weile sahen wir Kühe und Kälber. Ein paar Kinder leuchteten mit ihren Taschenlampen dahin. Dadurch kam ein Kalb angerannt. Es war neugierig, wo der Lichtschein herkam. Zuerst hatten wir Angst, aber das Kalb hatte mehr Angst als wir alle zusammen (von ihrer Tapferkeit plauderten sie gern und oft). Am Himmel konnte man die Milchstraße erkennen. Wir sahen den Großen Wagen und den Polarstern und viele Sternschnuppen. Als wir ein paar Stunden gegangen waren, kamen wir vor ein Haus mit einem großen Garten. Wie stiegen über den Zaun. Dann gingen wir noch eine ganze Weile auf der Landstraße. Bald waren wir zu Hause. Wir gingen ins Bett und schliefen gleich ein. Wir waren sehr müde.“

Gesprächssplitter:

Auf der Straße vom DJO-Heim zur Kirche in Bosau: Berliner:

„Gottesdienst bin ick jut, mach (mag) ick jerne; hab' in Reljon 'ne Zwei. Die Jeschichten von Jesus und so sind immer so spannend!“

Plötzlich schreit der letzte der hintereinandergehenden Berliner: „Schrott von hinten!“ Der Ruf geht von Mund zu Mund bis nach vorne, vorbei rauscht — ein eleganter Opel!

Der Name Pablo Picasso fällt. Frage: „Wer ist das?“ Schweigen. Dann plötzlich einer ganz aufgeregt: „Mensch, is det nich der Beatle-Mänätscher?“

Frage an einen von uns: „Wat haste studiert? Siehst aus, als ob du Ahnung von Knaster-ologie und Gitterkunde hättest!“

Gängige Bezeichnung der Gitarre: „Minneknochen“.

Beim Vorstellen sollte jeder neben seinem Namen auch noch seine Hobbies und eventuelle Laster nennen:

B.: „Ich bin XY; Hobbies: Andenken sammeln und Fußball spielen; Laster: meine Schwester (er meint, daß ihm seine Schwester zur Last falle).

Beim Spiel „Personenraten“ wird der eine folgendermaßen beschrieben:

„Er ist ein langer Lulatsch und hat ‚Kengeru-Beine‘.“ Ein anderer wird so gekennzeichnet: „Ziemlich klein geraten, für sein Alter eine zu große Nase, ‚quatscht‘ sehr viel (dies Merkmal kam fast bei jeder Charakteristik vor) und hat ‚nen Graskopf (gemeint war: Stoppelfrisur).“

Hans-Peter Müller (Abiturient 1965)

Zum Segelfliegen auf Juist

Nun hat sich — eigentlich ganz gegen meinen Willen — eine gute Gelegenheit ergeben, über meinen Aufenthalt hier auf Juist zu berichten, denn das Wetter macht zur Zeit jeden Segelflugbetrieb unmöglich. Wir hatten gestern einen Sturm von über 90 km/h Geschwindigkeit, und die Flut stieg so hoch, daß eine Überflutung des Flugplatzes zu befürchten war; das Wasser kam über den Strand bis an die Dünen und hat dabei den östlichen Zipfel der Insel abgetrennt. An Hand von Lichtbildern ist uns gerade gezeigt worden, daß sich die Insel fortwährend verändert und daß die gesamte ostfriesische Inselkette in einer ständigen Bewegung nach Südosten begriffen ist. Es wird hier sehr viel Wert darauf gelegt, daß die Schüler neben dem Segelflug auch etwas von den Eigenarten der Nordseelandschaft kennenlernen. Die Fluglehrer, vor allem der Leiter des Horstes, sind zum Teil ausgesprochene Experten in der Entstehungsgeschichte sowie der Fauna und Flora der Insel. So kommt es, daß wir in dieser Beziehung manches erfahren, was einem normalen Kurgast vorenthalten bleibt.

Natürlich steht aber die Fliegerei im Mittelpunkt. Jede Minute wird zur praktischen Schulung ausgenutzt, wenn das Wetter es nur irgendwie zuläßt. So gilt, wenn morgens um 6.45 Uhr geweckt wird, unser erster Blick dem Himmel. Der Tageslotse — das ist die Bezeichnung für den Fluglehrer, der an dem jeweiligen Tag dafür zu sorgen hat, daß der Zeitplan pünktlich eingehalten wird — verkündet anschließend an das Frühstück den Tagesplan. Dann beginnt normalerweise gleich der Flugbetrieb, bei dem sich die einzelnen Gruppen möglichst so ablösen, daß durch die Einnahme der Mahlzeiten keine Pausen entstehen. Essen ist natürlich wichtig, denn Fliegen und Nordseeluft machen hungrig; so gibt es hier auch 5 Mahlzeiten täglich, wobei die Zwischenmahlzeiten, wenn nötig, auf dem Platz eingenommen werden. Geflogen wird beim Windenschlepp gewöhnlich mit drei Maschinen, so daß der Ablauf bei zwei Schleppseilen theoretisch so vor sich geht: eine Maschine startet, während die zweite in der Luft und

die dritte bei der Landung ist; in der Praxis verläuft die Geschichte allerdings nicht immer so gleichmäßig. Daneben findet hier jetzt ein Fluglehrer-Fortbildungskursus statt, die Herren machen zur gleichen Zeit mit zwei weiteren Maschinen Kunst- bzw. Blindflug. Bei günstigem Wind, guter Schleppgeschwindigkeit und kräftig gezogenem Höhenruder erreicht man hier beim Windenstart etwa 500 m Höhe. Die normale Schlepphöhe beim Flugzeugschlepp beträgt etwa 1000 m.

Segelfliegen ist Teamwork, d. h. es fliegt zwar nur jeweils einer (vom Fluglehrer abgesehen), aber er kann nicht ohne die Hilfe seiner Kameraden fliegen, die ihm beim Festschnallen helfen, beim Einklinken, beim Start und vor allem beim Transport des Flugzeuges. Auch der Motorflieger ist weitgehend auf die Hilfe anderer angewiesen. Das ist auch die wichtigste Ursache für die gute Kameradschaft unter den Fliegern, die noch dadurch besonders unterstrichen wird, daß sich Flieger grundsätzlich — ohne Rücksicht auf Rang und Alter — mit „Du“ anreden. Beim Segelfliegen ist es wichtig, daß man sich gegenseitig unterstützt und daß die einzelnen Gruppen gut eingespielt sind, das spart wertvolle Minuten, die dann der Flugzeit zugute kommen.

Für die Mitglieder von Gruppen, die gerade nicht fliegen, gibt es genügend andere Aufgaben; vor allem natürlich den theoretischen Unterricht in Aerodynamik, Wetterkunde, Konstruktion eines Segelflugzeuges u. a. Dieser Unterricht wird sehr häufig durch Lehrfilme anschaulich gemacht. Daneben gibt es abends aber auch Spielfilme (z. B. Wickis „Brücke“). Es geht hier auf Juist nämlich nicht nur um das Segelfliegen; dieser Horst ist vom Land Niedersachsen als Ausbildungsstätte für junge Leute anerkannt; es wird nicht nur gebadet, Tischtennis gespielt oder getanzt, sondern man versucht den jungen Menschen Dinge nahezubringen, von denen sie bisher vielleicht noch nichts oder nur wenig wußten. In diese Richtung zielen die durch Lichtbilder und Filme ergänzten Vorträge über die europäische Küstenlandschaft, dazu gehören eine pflanzensoziologische Untersuchung auf der Insel, eine Einführung in die Emaille-Brenntechnik, naturkundliche Wanderungen und dergleichen mehr. Selbstverständlich stehen den Teilnehmern auch eine Bibliothek und Tonbänder zur Verfügung — es ist wirklich an alles gedacht.

Die Kurse sind gewöhnlich sehr gefragt, und obgleich von jedem ein kräftiges Zupacken verlangt wird, verbringen viele ihren Jahresurlaub hier. Segelfliegen ist alles andere als ein Sport für Todesmutige; ich kann reinen Gewissens behaupten, daß dabei weniger Unfälle vorkommen als beim Fußballspielen oder gar beim Boxen. Das Erlebnis eines Segelfluges zu beschreiben ist schwer, da gibt es nur eins: selbst den Knüppel in die Hand nehmen. Ich kann nur dringend zuraten.

Klaus Eschrich (Abiturient 1965)

Fallschirmsprung

Irgendein Segelflieger des Lübecker Aero-Clubs kam einmal auf den Gedanken, man müßte einmal fallschirmspringen, ein für Segelflieger naheliegender Gedanke. Alle Leistungssegelflugzeuge sind mit einem Fallschirm ausgerüstet, aber niemand weiß genau, wie er sich beim Absprung zu verhalten hat. Höchstwahrscheinlich wird auch niemals einer von uns „aussteigen“ müssen, aber man muß ja alles mal probiert haben.

Am 3./4. Oktober sollte es also losgehen. Der Fallschirmlehrer aus Kiel hatte sich bereit erklärt, alle Interessenten einmal springen zu lassen. Am Sonnabend versammelten wir uns frühzeitig auf dem Flugplatz Blankensee. Noch war alles in dichten Nebel gehüllt, der sich auch nur sehr zögernd auflöste. Daher kam unsere Maschine aus Kiel, eine viersitzige Cessna 172, erst gegen Mittag an. Freude und Aufregung herrschten, als wir die Schirme und das übrige Gerät ausluden, aber vorerst war an Springen noch gar nicht zu denken. Erst mal gab es theoretischen Unterricht: Gesprungen wurde aus ca. 500 m Höhe mit einem automatischen Schirm. Die Reißleine eines solchen Schirmes ist am Flugzeug befestigt, so daß

sich der Schirm sofort aufzieht, wenn der Springer das Flugzeug verläßt. Zur Sicherheit bekommt der Springer noch ein Brustgerät mit, das er im Notfall mit der Hand selber bedient. Der Sprungschirm ist so gebaut, daß er immer ca. 3 m/sec. Fahrt macht, die Sinkgeschwindigkeit beträgt ca. 5 m/sec. Nachdem wir über das Verhalten während des Sprungs und über die Steuerung belehrt worden waren, zeigten uns der Fallschirmlehrer und seine Kameraden, wie ein Schirm gepackt wird. Dies ist gar nicht so schwierig, und später packten wir — natürlich unter Aufsicht — die Schirme selbst. Dann erfuhren wir, warum Fallschirmspringen ein Sport ist. Bei der Landung muß man sich mit geschlossenen Beinen und leicht angewinkelten Knien seitlich zu Boden gleiten und über die Schulter abrollen lassen. Die Zuschauer kamen bei unseren Landeübungen bestimmt auf ihre Kosten, denn man sieht ja nicht alle Tage erwachsene Menschen, die sich auf die Erde werfen und am Boden herumrollen. Uns war allerdings gar nicht so zum Lachen zumute, denn wenn man sich ungeschickt fallen ließ, tat es meist ziemlich weh, und es gab später auch einen tüchtigen Muskelkater. Nun wurde noch das Aussteigen geübt, und dann konnten sich die ersten zwei fertigmachen. Begleitet von guten Wünschen und den unvermeidlichen Spötteleien der Kameraden, rollten sie in der Maschine zum Start. Gespannt verfolgten wir den Aufstieg und liefen zum vermutlichen Landepunkt.

Jetzt hatte die Cessna die Absetzposition erreicht. Da kam auch schon der erste und wenige Augenblicke später der zweite. Langsam schwebten die beiden an ihren weißen Dreieckskappen zur Erde und landeten glatt. Sie waren begeistert und meinten, es sei ganz herrlich gewesen.

Leider hatten wir nur zwei Schirme, so daß nach jedem Sprung neu gepackt werden mußte. Daher konnten am Sonnabend nur noch zwei springen. Wir anderen trafen uns am Sonntagmorgen wieder. Nachdem vier Mann von uns gesprungen waren, führten uns die beiden Springer aus Kiel einen Zielsprung aus 2000 m Höhe vor. Zu ihrer Ausrüstung gehört neben dem sogenannten manuellen Schirm ein Höhenmesser, damit sie den Schirm nicht zu früh oder zu spät öffnen, sowie Rauchpatronen an den Füßen, damit man ihren über 1000 m langen freien Fall verfolgen kann. Es war ein großartiges Bild, die beiden, nur als Punkte zu erkennenden Menschen im freien Fall und doch gesteuert durch die Luft sausen zu sehen, herrlich auch, wie sich ihre bunten Schirme dann öffneten und genau auf das Ziel zusteuerten.

Dann war ich an der Reihe! Fallschirm anlegen, Sturzhelm aufsetzen, Aufziehleine am Flugzeug festmachen, und drin saßen wir. Ich mußte zuerst springen. Gespannt verfolgte ich den Höhenmesser: 400, 450, 500, wir überflogen den Platz. „Fertigmachen!“ Also, heruntergerutscht vom Sitz auf den Boden, Füße nach draußen auf die Stütze an der Strobe, Hände an die Türöffnung. „Los!“ Ein leichter Schlag auf den Rücken, und ab ging's. Das Flugzeug verschwand über mir, deutlich spürte ich den Zug der Aufziehleine im Rücken, und da, ein leichter Ruck, der Schirm hatte sich geöffnet. Langsam schwebte ich nieder, herrlich ruhig war es. Mein Kamerad hing einige hundert Meter weiter. Ich steuerte ein wenig, um nicht auf die Betonbahn zu kommen, und jetzt kam ich schnell tiefer. Fertigmachen zur Landung, und da war ich auch schon unten. Die Kameraden waren sofort da und sorgten dafür, daß der Schirm mich nicht schleifte. Alles war so selbstverständlich abgelaufen. Jede Nervosität war verschwunden, als die Maschine in der Luft war. Der Gedanke, lieber doch nicht zu springen, kommt einem gar nicht, man tut einfach das, was man vorher gelernt hat, eine andere Möglichkeit gibt es in dem Augenblick gar nicht. Und der Sprung selbst ging viel zu schnell. Man möchte stundenlang am Schirm hängen und sich die Welt aus dieser Perspektive begucken. Alles in allem war es ein großartiges Erlebnis. Zwölf Mann sind gesprungen. Alle kamen — bis auf ein paar Schrammen — gut herunter, und alle sind sich einig: Es war herrlich, wir würden jederzeit noch einmal springen.

Dagmar Heidebluth (Abiturientin 1965)

Robinsons Gedanken während der letzten Nacht auf seiner Insel

Robinson berichtet: Ich legte mich auf mein Lager, und zwar in die Richtung, in der das Schiff lag, denn ich wollte in dieser Nacht kein Auge schließen, sondern Gott danken und auf das Schiff achten. Ich hatte nämlich Angst, daß gerade in dieser Nacht wieder ein Sturm kommen und das Schiff zerschellen könnte. Dann lenkte ich meine Augen zum Himmel, weil ich merkte, daß in den nächsten Stunden wohl kein Sturm kommen würde. Doch ich konnte nicht lange so liegen. Ich mußte aufstehen, wollte tanzen, wollte lachen, weinen und alles tun, womit ich mir meine Freude zeigen könnte. In dieser Stimmung redete ich zu irgendeinem, den ich aber doch nicht sah: „Kann es denn möglich sein, daß ich nach 27 Jahren doch noch einmal ein Festland zu sehen bekomme? Ich kann doch auch träumen, es ist doch gar nicht möglich!“ So irrte ich eine lange Zeit, doch dann sah ich das Schiff wieder, mit dem ich morgen fahren würde. Es sollte also doch möglich werden, daß ich noch einmal in meinem Leben ein Festland wieder sehen sollte. Beinahe hatte ich die Hoffnung aufgegeben. Da kam, wie aus heiterem Himmel, die Rettung. So dachte ich, bis es anfang, hell zu werden. Jetzt erst besann ich mich und überdachte alles, was geschehen war, seitdem ich damals aus dem Schiff geworfen wurde. Ich hatte nun 27 Jahre meines Lebens hier allein verbracht. Doch ich meinte, daß ich die Insel mit einem guten Gewissen verlassen könne. Nicht oft, wie man es doch erwarten sollte, habe ich geflücht. Ich habe der Insel Reis und Korn an Nahrungsmittel zum Wachsen gegeben. So hatte ich oft nur Gutes getan.

Jetzt im Augenblick kam mir die Insel wie ein Lebewesen vor, das sich nach den 27 Jahren an dieses neue Leben gewöhnt hatte, auch an meine Fußsohlen. Ist dieses Lebewesen nicht traurig, wenn ich es verlasse? Doch diesmal mußte ich an mich denken oder an die andern alle, die mich auf dem Festlande brauchen. Ich mußte, konnte und durfte die Insel verlassen. Endlich war ich frei von der Gefangenschaft und der beinahe furchtbaren Herrschaft. Es wird doch schöner sein, nicht mehr nach eigenen Gesetzen zu leben, sondern nach denen, die mir ein anderer gibt. Endlich würde ich wieder sein wie alle anderen Menschen, einer von vielen! So fühlte ich mich frei und fröhlich.

Nun schien die Sonne wieder. Es ist das letzte Mal, daß mein Schatten auf der Insel wandert.

Andreas Apelt (U III a g)

Wie lernte der Mensch das Feuer kennen?

In dem Dorf herrschte große Unruhe und Angst. Der Himmel war ganz dunkel und es zuckten manchmal grelle, strahlende Schlangen über den Himmel und hinterher polterte es. Die Menschen saßen dicht aneinander gedrängt in ihren Erdhütten. Plötzlich wurde es ganz hell am Himmel, der Schein flackerte, es polterte heftig, und dann hörten die Menschen auf einmal ein Zischen und Knistern. Da das Poltern nun aufhörte, krochen sie vorsichtig und neugierig aus ihren Hütten. Wie versteinert blieben sie stehen und starrten auf die eine Vorratshütte, aus deren Rethdach ein heller Geist kam, der sich bewegte und flackerte und sich dann plötzlich teilte in Zungen. Dann kam plötzlich eine große, graublau Wolke auf sie zu, die ganz merkwürdig roch, sie konnten nicht mehr richtig atmen und fingen an zu husten. Langsam kamen sie näher, aber erschrocken wichen sie wieder zurück, als sie merkten, daß es immer heißer wurde. Nun begann es in Sturzbächen zu regnen, der heiße Geist wurde immer kleiner und verschwand bald ganz. Jetzt erst erkannten die

Menschen, daß das Rethdach verschwunden war und daß dieser Geist die Balken angenagt und schwarz gefärbt hatte. Vorsichtig betasteten sie die Balken, zogen aber die Hände schnell wieder zurück, denn sie dachten, dieses Tier habe gebissen. Mißtrauisch beobachteten sie, wie ein letzter Teil von dem Geist an einem Holzbalken fraß und doch nichts fraß, sondern nur schwarz färbte. Endlich verschwand auch dieses Tier. Später befühlten sie den Pfahl doch noch einmal. Jetzt war er nur noch etwas warm. Ein alter Mann erzählte jetzt, daß er dieses Tier schon einmal gesehen habe, als er bei der Arbeit Steine aufeinandergeschlagen habe, und er wisse auch noch genau, was für Steine es gewesen seien. Die Tiere seien nur viel kleiner gewesen. Als es später einmal kalt war, dachten die Menschen an dieses Erlebnis, schlugen zwei Steine aneinander und versuchten, trockene Hölzlein anzuzünden. Endlich gelang es ihnen, und sie konnten sich alle an dem Feuer, so hatten sie es genannt, wärmen.

Wiebke Schwedesky (U III a g)

Aus dem Kollegium:

Herr Oberstudienrat Dr. Martens verließ das Katharineum, um als Oberstudiendirektor die Leitung des Dom-Gymnasiums in Schleswig zu übernehmen.

Herr Studienrat Hagelberg wurde zum Oberstudienrat ernannt und gleichzeitig als hauptamtlicher Fachleiter am Staatl. Studienseminar in den Dienst des Landes Schleswig-Holstein übernommen.

Herr Oberstudienrat Dr. Ludewigs trat in den Ruhestand.

Die Herren Ehlers und Conrad wurden als Studienassessoren an das Katharineum versetzt.

Eine Würdigung der Tätigkeit der Herren Dr. Martens und Dr. Ludewigs am Katharineum ist für die nächste Ausgabe der Schulzeitung vorgesehen.

Aus dem Schuldienst beurlaubt wurde Herr Studienrat Kuhlbrodt für eine Tätigkeit an einer Regierungsschule in Algerien.

Bestenpreis 1964/65

Jungen:

Unterstufe (Jahrg. 1950 und jünger):

Henning Fuchs (U 3 a g) 154,0 Pkt.

Mittelstufe (Jahrg. 1948/49):

Eckart Trowitzsch (U 2 b s) 137,5 Pkt.

Oberstufe (Jahrg. 1947 und älter):

Hanns-Wilhelm Heibey (O 2 e m) 156,5 Pkt.

Mädchen:

Unterstufe:

Isolde Abramowski (U 3 c l) 150,5 Pkt.

Mittelstufe:

Uta Richter (O 3 d m) 132,5 Pkt.

Oberstufe:

Maja Görs (U 2 b s) 147,5 Pkt.